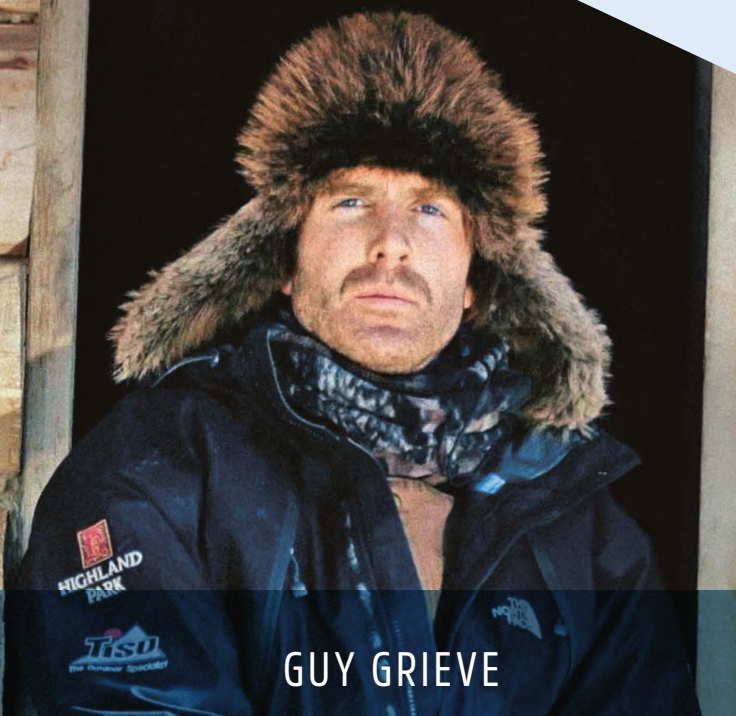


»UMWERFEND KOMISCH!«
Daily Mail

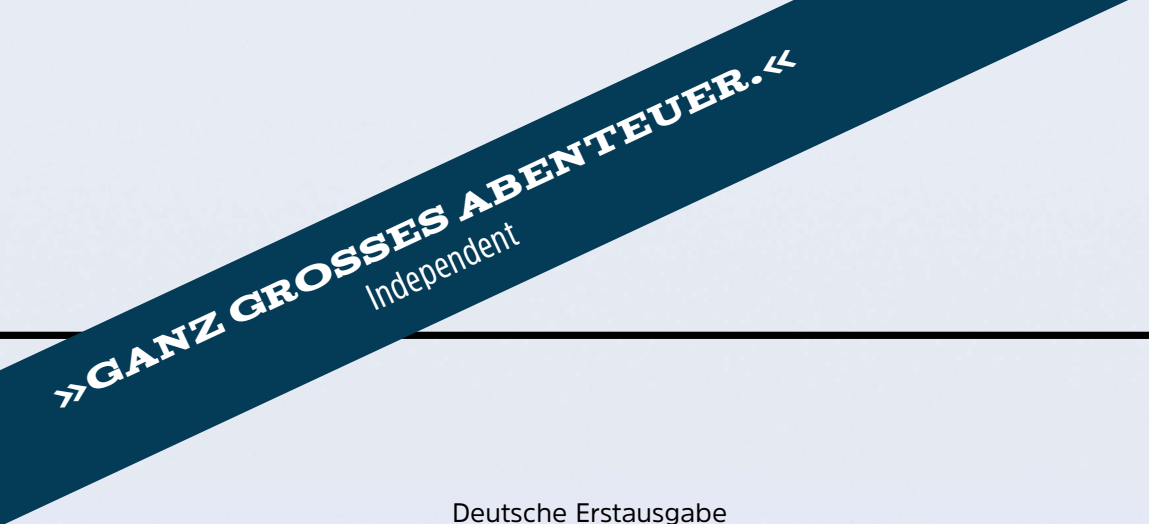


GUY GRIEVE

EINE BÜROKLAMMER IN ALASKA

WIE ICH MEINEN SCHREIBTISCH GEGEN
DIE WILDNIS EINTAUSCHTE





»GANZ GROSSES ABENTEUER.«
Independent

Deutsche Erstausgabe
Aus dem Englischen von Olaf Kanter
Illustriert von Hans Baltzer

**Hardcover • durchgehend vierfarbig •
mit zahlreichen Fotos und Illustrationen •
Leineneinband fadengeheftet • Lesebändchen**

€ 29,90 (D) • € 30,70 (A) • CHF 45,-
ISBN: 978-3-95898-011-2
WG: 236

**Auch als E-Book erhältlich
Auslieferung: Oktober 2016**



GUY GRIEVE

**EINE BÜROKLAMMER
IN ALASKA**

**WIE ICH MEINEN SCHREIBTISCH GEGEN
DIE WILDNIS EINTAUSCHTE**



TRÄUMER

Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang geschäftsmäßig. Kurz und trocken, aber nicht unsympathisch. »Hier ist die Redaktion des *Scotsman*, mein Name ist Sonja – wie kann ich Ihnen helfen?« Ich stotterte los wie ein rostiger Außenborder: »Ah ja, äh ... Könnte ich Iain sprechen? Ich bin's, Guy, aus dem zweiten Stock.« Ich hoffte, meine Taktik, nach *Iain* zu fragen, würde Eindruck machen. Aber Sonja war eine erfahrene Sekretärin. Sie kannte alle Tricks.

»Darf ich fragen, was Sie von Iain wollen?« Höflich, aber ich konnte ihre Verwunderung hören, dass sich ein einfacher Mitarbeiter aus dem Vertrieb beim Herausgeber der ehrwürdigsten Tageszeitung Schottlands meldete.

»Wäre es möglich, einen Termin bei Iain zu bekommen?«

»Er hat gerade sehr viel zu tun, Guy. Worum geht es denn?«

Kurz überlegte ich, ob ich ihr nicht einfach die Wahrheit sagen sollte. Dass ich nämlich kurz davor war durchzudrehen und den Punkt erreicht hatte, an dem es kein Zurück mehr gab. Dass ich nur noch eine Möglichkeit sah, den Kerker meiner Existenz in diesem Büro hinter mir zu lassen: nämlich die Flucht an einen der einsamsten, wildesten Orte der Erde, Welten entfernt von meiner Familie, und mit der Aussicht, dabei womöglich draufzugehen.

Stattdessen sagte ich: »Sonja, es mag vielleicht seltsam klingen, aber könnten Sie ihm bitte ausrichten, dass er einen Termin mit mir nicht als totale Zeitverschwendung sehen wird?«

Sie lachte, ein gutes Zeichen. »Guy – um was geht es denn eigentlich?«

»Weiß ich auch nicht so genau, um ehrlich zu sein. Aber ich glaube, dass mir Iain weiterhelfen kann.«

»Warten Sie bitte.« Im Hintergrund klingelten Telefone, es raschelte kurz, Sonja blätterte im Kalender ihres Chefs. Dann war sie wieder dran: »So. Morgen um halb sechs könnte gehen. Kommen Sie einfach rauf, dann sehen wir weiter. Ich kann aber nichts versprechen ...«

»Danke, Sonja! Ich werde pünktlich da sein.«

Ich legte auf und erkannte die Gestalt meines Vorgesetzten vor meinem Schreibtisch. Er fixierte mich mit einem seltsamen Gesichtsausdruck. »Sagen Sie, Guy, was ist eigentlich aus der Kalkulation geworden, die Sie mir versprochen hatten?«

Mit einem Blick, der professionelle Konzentration demonstrieren sollte, schaute ich kurz auf und hackte ein dynamisches Stakkato in meine Tastatur. »Bin mittendrin. Kriegen Sie morgen, okay?«

»Morgen. Aber das ist Ihre letzte Chance, Guy. Haben wir uns verstanden?«

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich seit fünf Jahren in der Marketingabteilung des *Scotsman* in Edinburgh gearbeitet und auf verschiedenen Posten, nicht ohne Erfolg, daran mitgewirkt, neue Wege zu erschließen, wie das Unternehmen auch in Zeiten sinkender Auflagen Gewinn machen konnte. 2002, rund zweieinhalb Jahre nach meinem Einstieg beim *Scotsman*, entschloss sich ein wohlmeinender Geschäftsführer (der möglicherweise ebenso ratlos war, was meine Zukunft betraf, wie ich selbst) auszuprobieren, ob ich auch in der Lage sein würde, eine leitende Position zu übernehmen.

Man beförderte mich von meinem Posten als niederer Vertriebsangestellter zum »Leiter der Abteilung Marketingstrategien« und richtete mir eines der kleinen, aber schicken Büros im obersten Stockwerk ein. Eine Zeit lang war ich tatsächlich hochmotiviert: Vielleicht war dieser Wechsel ja der Anfang von etwas Größerem. Ich schmiedete Pläne, tüftelte an Strategien und fühlte mich wie zu Hause in der Chefetage. Regelmäßig hielt ich Meetings ab an meinem Konferenztisch aus Mahagoni-Imitat und servierte meinen Kollegen stolz Kaffee und Kekse.

Die Zeit verging, Wochen wurden zu Monaten, und die Manager warteten geduldig auf meine neuen Impulse. Man munkelte, dass ich an einem Bonusprogramm arbeiten würde, und dabei lag die Gerüchteküche gar nicht so weit daneben. Tatsächlich hatte ich mit Bauhäusern und Gartenmärkten verhandelt und Rabatte für unsere neuen Abonnenten herauschlagen können. Zusätzlich sollte es für jeden neuen Leser ein Geschenk geben: einen *Buddelhund* aus Porzellan, also eine von diesen Deko-Figuren für den Garten, die scheinbar mit dem Kopf im Sand stecken und wühlen. Der Schwanz unseres Buddelhunds war beweglich, er wedelte im Wind.

Wenn ich mich abends auf den Weg nach Hause machte, drehten sich meine Gedanken um nichts anderes als Bonusprogramme und Abo-Prämien. Zum Glück wohnten wir weit draußen, und bis ich zu Hause war, hatte ich den Tag weitgehend abgehakt. Ich saß jeden Tag drei Stunden im Auto, aber das war mir das Leben auf dem Land wert. Meistens kam ich gerade noch pünktlich, um unserem zweijährigen Sohn Oscar noch eine Gutenachtgeschichte vorzulesen. Dann verschlangen meine Frau Juliet und ich ein spätes Abendessen, und viel mehr Zeit blieb uns nicht. Am folgenden Morgen schlüpfte ich in aller Frühe aus dem Bett und verließ das Haus auf Zehenspitzen, während meine Familie noch schlief.

Der Startschuss für meine Abo-Aktion kam – und sie entpuppte sich sofort als spektakulärer Flop. Mein Büro war fortan nicht mehr die erste Station auf der Karriereleiter eines jungen Managers auf dem Weg zum Ruhm. Sondern eine Abstellkammer für mehr als tausend Kartons mit der Aufschrift: Buddelhund. Unauffällig wurde ich zurück in die Vertriebsabteilung komplimentiert.

Und das war der Moment, wo ich anfang zu träumen – von meiner Flucht in die Wildnis.

Juliet stand kurz vor der Geburt unseres zweiten Kindes, die Darlehenszinsen für das Haus und die Rückzahlungen für die Kreditkarte machten uns fertig. Wir waren mit solchen Sorgen nicht allein, fast allen unseren Freunden ging es so, oder sogar noch schlimmer, aber ich wollte nicht akzeptieren, dass es aus dieser Tretmühle kein Entkommen gab. Es schien, als ob alles, was wir erreicht hatten, auf einem Schuldenberg aufgebaut war, und diese Schulden ließen mir keine andere Wahl, als mich jeden Tag wieder auf den deprimierenden Weg zu meiner kleinen Ecke in der Hölle des Großraumbüros zu machen. Ich stand in der Blüte meines Lebens und verbrachte jeden Tag acht Stunden damit, an einem vollklimatisierten Arbeitsplatz auf einen Computerbildschirm zu starren. Dazu kamen weitere drei Stunden, die ich im Auto saß. Ich fühlte mich wie ein Gefangener.

In meinen Mittagspausen ging ich in den Fitness-Club auf der anderen Straßenseite, wo ich allerdings schon bald einen großen Bogen um die solariegebräunten Typen auf den Laufbändern vor der Spiegelwand machte. Stattdessen fing ich an, draußen zu laufen. Das war meine kleine Flucht vor der Musikberieselung und den vielen aufdringlichen Egos, mein eigenes

eingeschlossen, und wahrscheinlich habe ich mit dem Laufritual sogar meine Seele gerettet. Denn jetzt konnte ich die Jahreszeiten nicht nur vom Fenster aus sehen, ich konnte sie riechen. Ich spürte den Schmerz, wenn meine Strecke steil nach oben führte, und die Kälte, wenn ich Wind und Regen ausgesetzt war. Und das fühlte sich gut an.

Mit meinem Lauf entkam ich der trivialen Ödnis meiner Büroexistenz und ich entdeckte meinen Körper neu. Doch der Genuss, draußen an der frischen Luft zu sein, war gleichzeitig der Auslöser für meine private Rebellion. Zunächst war es nur eine Laune, eine verrückte Idee, aber es dauerte nicht lange und ich verfolgte diesen Gedanken mit zunehmender Ernsthaftigkeit: Ich sehnte mich nach einem Leben in der absoluten Wildnis. In meinen Träumen ließ ich die Fesseln des Alltags hinter mir: diese Welt, in der es auf schicke Büros und Firmenwagen ankam und die allein von Ertragszielen regiert wurde. Was ich stattdessen wollte, waren Bäume und weites Land, jedenfalls genügend Freiraum, um mich selbst zu vergewissern, was es eigentlich bedeutete, ein Mann zu sein, und dabei vielleicht gleich noch einen Weg zu finden, wie ich mit meiner Familie ein größeres Maß an Freiheit erleben konnte.

Meiner Frau fiel es nicht leicht zu verstehen, was mich da gepackt hatte. Auch sie war nicht glücklich mit dem Leben, das wir uns aufgebaut hatten. Was blieb denn übrig davon, wenn man sich den Firmenwagen und das hübsche Haus einmal wegdachte? Wir hatten nichts, keine Reserven, und unser Alltag bestand eigentlich vor allem darin zu strampeln, um nicht unterzugehen. Ich verbrachte so viel Zeit bei der Arbeit und mit dem Pendeln, dass Juliet den größten Teil der Woche auf sich selbst gestellt war – wie eine alleinerziehende Mutter, das war leider die Realität. Sie litt unter meiner wachsenden Verzweiflung, aber verständlicherweise machte sie sich Sorgen, wie es denn weitergehen sollte, wenn ich meinen Job hinschmiss, ohne eine Alternative gefunden zu haben. Im Vergleich zu vielen anderen Menschen ging es uns doch eigentlich gut: ein schönes Zuhause, ein gesunder Sohn und ein zweites Kind auf dem Weg, dazu ein gut bezahlter Job. Warum konnte ich denn damit nicht zufrieden sein? Was wollte ich denn noch? Tief in ihrem Herzen spürte auch Juliet, dass es eben nicht genug war, für uns beide nicht, und dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis wir daran zugrunde gingen.

IM LAUFE DES FOLGENDEN JAHRES verbrachte ich jede freie Minute damit, zu Hause wie im Büro, nach einem Ziel für den Aufbruch in mein neues Leben zu suchen. Bis tief in die Nacht recherchierte ich im Netz und nahm Kontakt zu Menschen am anderen Ende der Welt auf, die mir bei meinem Vorhaben eventuell helfen konnten. Alaska stand schon früh an der Spitze meiner Favoriten: reichlich unberührte Natur, und auf einer gigantischen Fläche von 2 377 435 Quadratkilometern lebten gerade einmal 600 000 Menschen. Mal abgesehen davon, dass der hohe Norden schon immer ein Fixpunkt meiner Phantasie gewesen war, was ich nicht zuletzt den Romanen von Jack London und den Gedichten von Robert Service zu verdanken hatte.

Vom Rechner in meinem Büro aus entdeckte ich ein überwältigendes, ungezähmtes Land, in dem Menschen schnell zu Reichtum kamen und genauso schnell alles wieder verloren, ein Land, in dem sich kaum je einer allein in die Wildnis vorwagt, auch heute nicht, im 21. Jahrhundert.

Ich las von Bärenangriffen und kühnen Märschen über brüchiges Eis, von schneidender Kälte, die einem das Gesicht gefrieren ließ, während man seine Schlittenhunde anspannte oder sich mühte, noch schnell vor Einbruch des Winters eine Hütte zu bauen. Manche der Geschichten aus Alaska waren schreckliche Lehrbeispiele, wie alles schiefgehen kann; sie begleiteten einen Mann oder eine Frau hinaus in die Wildnis und beschrieben in schuckloser, sachlicher Sprache, wie der Protagonist Schritt für Schritt den Kampf gegen die Elemente verliert. Dann wiederum schmökerte ich in Schilderungen von Mondnachtreisen über funkelnde Weiten aus Eis und Schnee, von Männern, die dem Rauch ihres Lagerfeuers nachschauen, während sie einen Königslachs grillen und auf glühenden Kohlen ihren Kaffee brühen. Mein Herz machte einen Freudensprung, wenn von Einzelgängern die Rede war, die in der Wildnis überlebten, weil sie die Gesetze der Natur verstanden hatten. Goldsucher oder Pelzjäger waren es vor allem, die in den Wäldern so gut zurechtkamen wie die Ureinwohner, und manche der Abenteurer schienen sogar noch besser gerüstet, die Härten des Winters in Alaska zu ertragen. Einige fanden ihr Glück in den Wäldern, andere verloren ihren Verstand oder ihr Leben.

Bei meinen Reisen durchs Internet machte ich Bekanntschaft mit einer

arbeitete. Anfangs reagierte sie eher zurückhaltend, weil sie – nicht ganz zu Unrecht – vermutete, dass sie es mit einem Irren zu tun hatte. Sie fragte mich sogar nach Referenzen als Beweis dafür, dass es mich wirklich gibt. Die Frau stellte schließlich den Kontakt zu ihrem Bruder Charlie her, der tief im Landesinnern** in einer Siedlung am Yukon zu Hause war und den Lebensunterhalt für sich und seine Familie als Fischer, Jäger und Schreiner verdiente. Das war genau die richtige Ecke von Alaska für mich, viel Wald, wenig Menschen, und Charlie willigte ein, mein Verbindungsmann vor Ort zu sein.

Jetzt gab es nur noch ein Hindernis, das meinem Traum im Weg stand: Ich brauchte Geld.

Vermögen war wie gesagt keines vorhanden, kein Treuhandfonds, und wenn ich nicht unser Haus noch weiter beleihen wollte, was ich halb scherzend als Option ins Spiel gebracht hatte, aber von Juliet entschieden abgeschmettert wurde, musste ich überlegen, wie ich an Geld für mein Projekt kommen sollte. Kurz bevor unser zweiter Sohn Luke zur Welt kam, hatte Juliet ihren Job aufgeben, und die Verantwortung für den Unterhalt unserer Familie lag bis auf Weiteres ganz allein bei mir. Da ich nicht vorhatte, meine Familie mittellos und darben zurückzulassen, biss ich die Zähne zusammen und machte mich ans Werk. Ich war schließlich nicht der erste Abenteurer, der auf die Unterstützung durch einen Sponsor angewiesen war, selbst Leute wie Columbus und Shackleton mussten erst einmal Geldgeber finden, bevor sie sich auf ihre Expeditionen machten. Ich setzte einen Brief auf, der mein Vorhaben skizzierte, und schickte ihn an potenzielle Förderer.

* Das Volk der ATHABASKEN lebt im Landesinnern von Alaska und siedelt vor allem an den fünf großen Flüssen: am Yukon, Tanana, Susitna, Kuskokwim und Copper River. Ursprünglich waren die Athabasken Nomaden, die in kleinen Trupps durchs Land streiften. Heute sind sie zwar auf ganz Alaska verteilt – doch zur Jagdsaison kehren sie regelmäßig in ihre angestammten Jagdgründe zurück.

** Das BINNENLAND VON ALASKA nimmt den größten Teil des Bundesstaats ein, es umfasst ein riesiges Gebiet von der kanadischen Grenze im Osten bis fast an die Westküste. Im Norden reicht es an den Polarkreis heran, im Süden bis an die Berge der Alaskakette. Durch die Mitte fließt, fast in seiner gesamten Länge von 1875 Meilen, der mächtige Yukon. Nur mal zum Vergleich der Dimensionen: Im Landesinnern von Alaska leben an die 50 000 Menschen auf 443 000 Quadratkilometern Land; im auch nicht gerade dicht besiedelten Schottland sind es auf rund 79 000 Quadratkilometern sechs Millionen Menschen.





Die Reaktionen reichten von Begeisterung (allerdings in der Regel von einem freundlichen *Nein, danke* begleitet) über Ungläubigkeit bis zu unverblühtem Spott. Anfang 2004 hatte ich alle Möglichkeiten erschöpft; bis auf ein oder zwei Kandidaten, die mir ein »Vielleicht« signalisiert hatten, war kein Geldgeber in Sicht. Ich musste eine andere Lösung finden. Die Zeit lief mir davon, und ich ahnte, dass mein Plan zum Scheitern verurteilt war, wenn ich die Sache nicht in diesem Jahr durchziehen würde. Außerdem war mir klar, dass meine Tage im Büro gezählt waren; das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit war nicht mehr weit.

KAPITEL 23

PANZER IM SCHNEE

Es war Anfang November, die Tage wurden noch einmal düsterer, und mein Proviant ging langsam zur Neige. Der Schnee lag inzwischen fast anderthalb Meter hoch, und es hörte immer noch nicht auf zu schneien. Mein wichtigster Job war es, den Ofen am Glühen zu halten. Eines Morgens zog ich die Schneeschuhe an – ohne die man sich nun überhaupt nicht mehr fortbewegen konnte – und lief in Richtung See, um Brennholz zu suchen. Es machte richtig Spaß, ohne Anstrengung über den frisch gefallenen Schnee zu laufen; wie ein fliegender Teppich trugen mich die Schneeschuhe durch meinen gefrorenen Kosmos, und ich ertappte mich immer wieder dabei, dass ich ungläubig auf meine Füße blickte, wie ein Kind, das zum ersten Mal seine neuen Schuhe trägt. Ich musste daran denken, wie wir Oscar Schuhe gekauft hatten, in deren Sohlen kleine Lichter angebracht waren, die bei jedem Schritt blinkten. Wenn wir ihn nicht immer wieder daran erinnert hätten, beim Laufen gelegentlich auch nach vorne zu schauen, wäre er garantiert in das nächste Hindernis gekracht.

Ich lief quer über das Eis zum anderen Ufer des Sees, wo ich eine erstaunliche Erfahrung machte – dass man nämlich auch bergauf fallen kann. Ich setzte einen Schneeschuh auf die steile Böschung, und als ich den zweiten nachziehen wollte, rutschte ich ab und flog mit dem Gesicht voran in den Schnee. Einen Moment lag ich verdutzt da, und als ich versuchte, mich mit den Händen aufzustützen, sackten meine Arme bis zu den Achseln in den Schnee; ich kam mir vor wie ein gestrandeter Wal. Erst als ich mich auf den Rücken gewälzt hatte, gelang es mir, wieder auf die Füße zu kommen. Schnell streifte ich den Schnee aus der Kleidung, bevor er anfang zu schmelzen. In dieser sonderbaren Welt musste ich alles neu erlernen – sogar das Laufen.

Mit den breiten Schneeschuhen kam ich den steilen Anstieg vorwärts nicht hoch, also stapfte ich seitwärts und half mit den Armen nach, indem ich mich an kleineren Bäumen und Büschen nach oben zog. Fuzzy hatte es ungleich leichter – er sprang immer genau in meine Spuren, wo der Schnee von meinem Gewicht bereits zusammengedrückt war. Wir kamen an einigen abgestorbenen Fichten vorbei, die perfektes Brennholz abgeben würden, und erreichten einen Hain mit Birken, der sich so weit erstreckte, wie das Auge reichte. Ich schaute mich um und war zufrieden: Hier gab es reichlich Grünholz, das ich mit trockenen Fichtenscheiten mischen konnte.

Später stießen wir auf die Spuren eines großen Wolfs. Die Abdrücke seiner Pfoten folgten Löchern im Schnee, die ich ein paar Tage zuvor hinterlassen hatte, als ich noch ohne meine Schneeschuhe ausgekommen war. Ich konnte genau sehen, wie er sich mit seinen Vorderläufen durch den Schnee vorgestastet hatte, bevor er die Pfoten mit seinem gesamten Gewicht belastete. Ich folgte den Spuren, bis sie abrupt von meinem Weg abbogen. Meine Neugier war stärker als die Vorsicht, und ich beschloss, mich von den Abdrücken des Wolfs weiter führen zu lassen. Fuzzy ließ ein besorgtes Jaulen hören, als wollte er sagen: »Hey, nicht so schnell! Lass uns noch einmal kurz überlegen, ob das wirklich eine gute Idee ist.« Ich tätschelte seinen Kopf und holte ein Stück Trockenfisch aus meiner Tasche, das ich mit ihm teilte. Kauend wanderten wir weiter, bis wir an die große Lichtung kamen, die mir gleich bei der ersten Erkundung des Geländes mit Don und Charlie aufgefallen war – der Grasse.

Weiter ging es, auf den Spuren des Wolfs. Für mich begann jetzt neues Territorium, hier waren wir vorher noch nie langgekommen, und mit jedem

Schritt ergänzte ich die Landkarte, die in meinem Kopf entstand. Im tiefen Schnee wurde das Laufen beschwerlicher, und ich musste wieder an Dons Warnung denken, dass ich unter keinen Umständen ins Schwitzen kommen durfte. Ich schlug ein paar Zweige von einem Baum und setzte mich darauf. Als ich meine Trinkflasche aus der Außentasche meiner Jacke holte, stellte ich fest, dass der Inhalt komplett gefroren war. »Du Idiot!«, schimpfte ich laut mit mir selbst. Das nächste Mal musste ich die Flasche also unter ein paar Lagen meiner Kleidung tragen. Sollte ich eine Handvoll Schnee essen, um meinen Bedarf an Flüssigkeit zu decken? Besser nicht, denn wahrscheinlich würde mir davon nur kalt werden. Also kaute ich stattdessen ein weiteres Stück Trockenfisch. Mit Erleichterung stellte ich fest, dass ich eine ungefähre Ahnung hatte, wo ich war; die Spur des Wolfs hatte mich in einem Kreis zurückgeführt, bis zum Lager war es gar nicht mehr weit. Fuzzy saß neben mir auf einem Zweig und knabberte die Eisklumpen weg, die sich zwischen seinen Ballen gebildet hatten. Eine sanfte Brise strich durch die Wipfel der Bäume, und zum ersten Mal seit Monaten fühlte ich mich einfach nur glücklich. Meine Gedanken wanderten kurz zurück zu meiner alten Existenz im Büro, diesem Leben in Gefangenschaft. Aber mir war das unglaubliche Privileg zuteil geworden, das alles hinter mir lassen zu können und jetzt in diese magische, unberührte Welt einzutauchen.

Ein lautes Krachen und Knacken riss mich aus meiner Träumerei. Ich sprang auf und griff nach der Pumpgun. Neben mir knurrte Fuzzy mit hochgezogenen Lefzen, und sein Fell sträubte sich. Ich versuchte im schummrigen Licht zwischen den Bäumen zu erkennen, woher die Geräusche gekommen waren, aber es war nichts mehr zu hören. Die Sonne war bereits untergegangen, und es würde nicht mehr lange dauern, bis auch das letzte Licht verschwunden war. Der Wald blieb still, da war nichts. »Okay«, sagte ich schließlich und tätschelte Fuzzy den Kopf, um uns beide zu beruhigen. »War wohl ein Baum, der unter der Schneelast umgefallen ist.« Fuzzy war nicht überzeugt, er hob die Schnauze, um Witterung aufzunehmen. Dann hörte ich es wieder: ein enormes Krachen und Knirschen, ein kräftiger Rumms. Ganz offensichtlich ein großes Tier, und zwar direkt vor uns, und es gab sich anscheinend keine besondere Mühe, Hindernissen auszuweichen. Ich starrte auf die Bäume vor mir und wunderte mich, woher der Krach von berstendem

Holz eigentlich kommen sollte: Zwischen den dunklen Fichten gab es kaum Unterholz, von ein paar kümmerlichen Trieben von Birken und Erlen abgesehen. Schlagartig wurde mir klar: Das Tier kam aus der anderen Richtung, aus dem Hain von Birken, Weiden und Pappeln, durch den ich selbst gerade gekommen war. Blitzschnell drehte ich mich um und schob eine Patrone in den Lauf. »Jetzt ganz ruhig«, murmelte ich. Das Tier kam näher; ich sah, wie der Schnee von den Baumwipfeln fiel. »Das kann kein Wolf sein«, sagte ich zu Fuzzy, der jetzt zähnefletschend knurrte.

Und dann stand er vor uns: ein riesiger Elchbulle, keine 20 Meter entfernt, mit dunkelbraunem, zotteligem Fell. Es war ein ergreifender Anblick, dieses gigantische Tier so nah, doch gleichzeitig kam ich mir vor wie ein armer Infanterist, der auf einer schmalen Straße plötzlich einem Panzer gegenübersteht. Der Elch hob den Kopf und fixierte mich mit einem Auge. Alles an diesem Bullen war riesig, sein enormer Schädel, sein ausladendes Geweih und auch das Vorderbein, mit dem er jetzt ungehalten auf den Waldboden stampfte. Was hatte Don noch gesagt? Dass in Alaska mehr Menschen von Elchen getötet wurden als von Bären? Wenn es zu einer Begegnung kam, war sein Rat gewesen, dann sollte ich mich hinter einen Baum stellen. Der Elch war nicht beweglich genug, mir zu folgen, wenn ich nur immer schnell genug auswich und den Stamm zwischen mir und dem Tier behielt. In der Theorie zumindest - und immer vorausgesetzt, dass ich nicht stolperte und hinfiel. Denn dann würde mich der Elch doch noch zu Tode trampeln. Dieses Exemplar wog mehr als eine halbe Tonne, und sein schaufelartiges Geweih wird von einer Spitze zur anderen bestimmt anderthalb Meter gemessen haben. Wir standen regungslos da, alle drei: Elch, Hund und Mensch. Dann legte der Gigant den Rückwärtsgang ein und verschwand im Wald, wie er gekommen war - mit dem lauten Krachen von berstendem Holz.

Ein paar Minuten blieb ich wie angewurzelt stehen, der Schreck saß mir noch in den Knochen. Aber es war auch eine großartige Erfahrung, ein Exemplar dieser größten Hirsch-Spezies aus allernächster Nähe gesehen zu haben. Als ich mich auf den Weg machte, war es bereits dunkel geworden, nur der Schnee strahlte noch ein wenig Licht ab. Ich rief Fuzzy, der vorweg trabte und mich zurück zum Camp führte. Hin und wieder blickte ich hinauf in den Nachthimmel, der nun auch das letzte bleichgelbe Licht am Horizont

im Westen verschluckte. Dabei entdeckte ich auf einem Ast eine Silhouette, die mir bekannt vorkam – ein Schneehuhn. Der Vogel sah wohlgenährt aus, und ich sah ihn schon vor mir, wie er in meiner Pfanne brutzelte. Da hörte ich plötzlich ein sorgenvolles Tschilpen ganz in der Nähe, und schon flatterte mein saftiger Braten davon. Wieder hektischer Flügelschlag, und das nächste Huhn schwirrte davon, und noch eins, und immer mehr. Fuzzy stellte sich auf die Hinterbeine und jaulte dem Schwarm von bestimmt 20 Vögeln hinterher, der sich in sicherer Entfernung auf einem Baum niederließ.

Ich marschierte weiter, erstaunt über die Fülle an Leben, die mir in den letzten Stunden in dieser eigentlich lebensfeindlichen und leeren Wildnis begegnet war. Fremden wie mir ist es heutzutage verboten, Elche zu schießen, es sei denn, sie blättern Tausende Dollars für einen lizenzierten Jagdführer hin. Aber vor ein paar Jahren noch wäre ich in der Lage gewesen, den Elchbullen zu erlegen, und mit einer solchen Menge Fleisch hätte ich für den gesamten Winter ausgesorgt gehabt. Das Fleisch zu lagern, wäre kein Problem gewesen: Die Bären hatten sich in ihre Höhlen verzogen, und es war draußen vor meiner Hütte um ein Vielfaches kälter als in jedem Tiefkühlschrank. In meiner hungrigen Phantasie ging ich die vielen Möglichkeiten durch – ich hätte Steaks machen können, Rippchen, Braten, Eintöpfe und Dörrfleisch für unterwegs. Mein einziger Trost war, dass mir ja die Schneehühner blieben. Die durfte ich jagen.

Als ich bei meiner Hütte ankam, war der Wald ganz still und die ersten Sterne leuchteten fahl am Himmel. Das Feuer im Ofen war fast ausgebrannt, und es war recht kalt geworden in meiner Behausung. Minus 40 Grad zeigte das Thermometer, meine kälteste Nacht, seit ich hier war. Ich legte ein paar Scheite Fichtenholz in die Glut, um das Feuer wieder anzufachen. Langsam wurde es wärmer, das Holz der Wände begann leise zu knacken, und sogar der Fußboden fühlte sich nicht mehr ganz so eisig an. Vor meinem Ausflug hatte ich Schnee rund um die Hütte zusammengeschoben, anderthalb Meter hoch, damit keine eisige Luft mehr unter den Hüttenboden hineinziehen konnte, und das schien zu funktionieren. Ich verriegelte die Tür und hingte die dicke Decke davor. Auf dem Bett liegend startete ich in das zischende Licht meiner Petroleumlampe. Mir tat jeder Knochen weh im Leib, und ich war so abgemagert wie nie zuvor in meinem Leben. Und trotzdem: In diesem

Moment fühlte ich mich unendlich behaglich und verspürte eine Zufriedenheit, die man vermutlich nur erreichen konnte, wenn man nach monatelanger Plackerei in sein selbstgebautes Haus eingezogen war. Das Land versank in arktischer Kälte, und ich lag hier drinnen gemütlich auf meinem warmen Bett. Ein wunderbares Gefühl.


Ich machte die Lampe aus und schaute zu, wie die Flamme erstarb, ein Schauspiel, das mich immer wieder aufs Neue faszinierte. Ihr Rand flackerte erst weiß, dann orangefarben und schrumpfte schließlich auf eine kleine blaue Zunge zusammen, die zitternd und zischend verlosch. So sehr ich meine Augen danach auch anstrengte, da war nur noch Schwarz, die Dunkelheit in meiner Hütte war absolut. Ich lauschte dem Knacken des Ofens und schloss meine Augen. Und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.

Ein ungewohntes, lautes Geräusch vor der Hütte weckte mich auf. Was konnte das sein? Da war es wieder – ein lautes, knackendes Geräusch, das von der Hüttenwand zu kommen schien. Ich sprang auf, halb im Schlaf, und bereitete mich innerlich schon darauf vor, dass die ganze Hütte einstürzte und ich von den schweren Balken begraben wurde. In der Dunkelheit war es unmöglich, irgendetwas zu erkennen, und ich wusste einfach nicht, was ich tun sollte. Wieder ein lautes Knacken, diesmal aus einer anderen Ecke. Dann ein Knarren, aber in einer ungewöhnlich hohen Tonlage. Es hörte sich an, als ob im nächsten Moment ein Balken aus der Wand brechen würde. Endlich fand ich ein Streichholz und zündete eine Kerze an. Meine vier Wände knirschten und ächzten jetzt wie ein Schiff, das ins Packeis geraten ist, und bei dem Gedanken wurde mir endlich klar, was da passierte: In der unglaublichen Kälte zogen sich die Balken zusammen, der harte Frost war der Grund für das verstörende Konzert. Nach einer Weile war es wieder still. Ich konnte meinen Atem sehen, und damit war mir schlagartig klar, dass mein Ofen nicht mehr gegen die Kälte ankam, ich musste mehr heizen, nur hatte ich leider nicht mehr genug Brennholz. Also zog ich meine Eskimostiefel an und streifte mir meine Mütze über. Zum Glück hatte ich einen großen Stapel mit Brennholz direkt vor der Hütte gelagert. Ich zog die Decke beiseite und trat vor die Tür.

Im Licht des Vollmonds leuchtete der Schnee blauweiß, und der Himmel war übersät mit Sternen. Mein Atem bildete weiße Wolken, und binnen

weniger Sekunden waren meine Wimpern vereist. Es war unfassbar kalt, aber ich konnte nicht anders und musste mich erst einmal eine Weile umschaun. Ich war in einer wundersamen Welt, einem Ort außergewöhnlicher Grausamkeit, und die Kälte war das eindeutige Signal, dass der Mensch hier eigentlich nichts zu suchen hatte. Doch gleichzeitig war dieser bedrohliche Kosmos von einer klaren Schönheit und absoluten Perfektion, wie die rasiermesser-scharfe Klinge eines fein geschliffenen Schwerts. Ich riss die Tür der Hütte noch einmal auf, griff nach meiner schweren Jacke und lief den gefrorenen Pfad hinunter zum See, der im Mondlicht glitzerte und funkelte. Ich blickte zum Himmel auf und schaute in einen gespenstisch flackernden Vorhang aus grünem Licht, der sich über den gesamten Horizont im Osten zu ziehen schien. »Das Nordlicht«, flüsterte ich. Ich legte den Kopf in den Nacken und genoss das magische Schauspiel, bis die Muskulatur im Hals in der Kälte erstarrte. Auch meine Beine signalisierten mir, dass es dringend Zeit war, in die Hütte zurückzukehren, denn ich trug nur meine lange Unterhose. Trotzdem blieb ich stehen, vollkommen entrückt von dem Naturschauspiel, das mir auf der grandiosen Bühne des Himmels geboten wurde. Plötzlich gellte ein Knall über den See, wie ein Schuss, und zerstörte meine andächtige Stille, dann noch einer. In der Ferne sah ich, wie Schnee von einem Baum fiel, als hätte ihn eine gigantische Hand geschüttelt. Auch das Holz der Bäume zog sich in der Kälte zusammen, wie die Balken meiner Hütte.

Ich atmete durch meine bis ins Gesicht hochgezogene Jacke, meine Nase fühlte sich trotzdem an wie zugefroren, und an meinen Wimpern baumelten kleine Eisklumpen. Höchste Zeit, mich in der Hütte aufzuwärmen. Der Duft des brennenden Birkenholzes war schon von Weitem zu riechen, er hing wie Weihrauch in der kalten, klaren Luft. Minus 45 Grad zeigte das Thermometer jetzt, doch die Himmelslichter waren von solcher Schönheit gewesen, dass ich es kaum bemerkt hatte. Ich schnappte mir noch ein paar Scheite Holz und machte, dass ich zurück in die Hütte kam. Mein Ofen verschlang das knochentrockene Fichtenholz und die tiefgefrorenen Birkenscheite gierig, bis er zufrieden und wie ein vollgefressener Löwe schnurrte.



GUY GRIEVE, Jahrgang 1973, geboren in Südafrika, wuchs als halber Italiener und halber Schotte auf drei Kontinenten auf. Nach seinen Abenteuern in Schottland segelte er mit seiner Familie um die Welt. Er lebt mit seiner Frau und seinen Söhnen auf einer Insel der Inneren Hebriden vor der Westküste von Schottland.

OLAF KANTER, Jahrgang 1962, arbeitete nach seinem Studium für die Welt, bevor er als Textchef zur Zeitschrift mare ging. Heute ist Kanter, der ein Diplom in Geowissenschaften der Universität von Milton Keynes hält, Textchef in der Politikredaktion von Spiegel online. Er lebt in Hamburg.

GUY GRIEVE führt ein Leben wie Millionen Büroangestellte auch. Ein Job, eine Familie, ein Reihenhaus. Schulden, lange Wege zur Arbeit - und das Gefühl, dass etwas gründlich schief läuft. Wenn er im Stau steht, träumt er von Abenteuern am wildesten Ende der Welt. Er träumt von Alaska.

Eines Tages setzt er alles auf eine Karte. Grieve, im Freundeskreis für seine Ungeschicklichkeit berüchtigt, zieht an den Yukon River. Er will dort überwintern. Mitten in der Wildnis baut er eine Hütte. Er kämpft gegen Wölfe, Bären und seine eigenen Dämonen, er lernt Jagen und Eisfischen - und findet sich schließlich selbst.

Eine herzergreifende, wahre Geschichte. Erzählt mit dem Augenzwinkern und dem schwarzen Humor eines Mannes, der das Loch für seinen Kamin eigenhändig ins Dach schoss.

+++ Die Geschichte eines Büroangestellten, der in der Wildnis das Abenteuer und sich selbst findet

+++ Für alle Leser von »Ich bin dann mal weg« und »In die Wildnis«

